

Altkatholisch sein im 21. Jahrhundert

Autor(en): **Gerny, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **92 (2002)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-404960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Altkatholisch sein im 21. Jahrhundert

Hans Gerny

«... in ein Land, das ich euch zeigen werde» (Genesis 12,1)

Der Kongressausschuss hat mit grosser Instinktsicherheit unserer Arbeit einen Bibeltext zu Grunde gelegt, der eine aussagekräftige Beschäftigung mit der gegenwärtigen Situation der Altkatholiken erleichtern kann. Die Lage Abrahams und unsere Lage lassen sich nämlich durchaus vergleichen. Abraham war ein Kleinbauer – genau wie die altkatholischen Kirchen kirchliche Kleinbauern sind ... Allerdings gibt es einen wichtigen Unterschied: Abraham war ein typischer Nomade, der im Gegensatz zu uns ständig unterwegs war. Wir hingegen zeichnen uns durch kirchliche Etabliertheit und spirituelle Sesshaftigkeit aus. Trotz dieses Unterschieds verbindet uns etwas Wichtiges mit Abraham: Er war wie wir in einer Notsituation. Es wird nämlich von alttestamentlichen Wissenschaftern angenommen, dass der Nomade Abraham in einer prekären Lage war, als er sein Land verliess. Vielleicht waren seine Weiden abgefressen oder er war von Feinden bedroht. In dieser schwierigen Situation sagte Gott zu Abraham: So geht es nicht mehr weiter. Du musst in ein neues Land aufbrechen, sonst bekommst du Probleme. Und fürchte dich nicht – ich bin bei dir. Ich segne dich. Mit seinem Segen verspricht Gott Abraham Kraft der Fruchtbarkeit, die Verheissung von Wachstum und Zusage von Gelingen. Ein ähnliches Geschehen wiederholt sich Jahrhunderte später beim Auszug des Volkes Israel aus Ägypten: Als die Schwierigkeiten im Nildelta zu gross werden, sagt Gott zu Moses: Jetzt müsst ihr aufbrechen – und zwar sofort. Sowohl der Kleinnomade Abraham wie der Volksführer Moses brechen auf. Sie tun das nicht einfach aus Gehorsam oder Demut, sondern deshalb, weil sie genau wissen, dass in einer Notsituation nur Aufbruch und Neuanfang weiterhelfen. Und wenn Gott selbst diesen Aufbruch anregt, dann kommt es sicher gut.

Die Sorgen Abrahams und der Altkatholiken

Die Notsituation Abrahams lässt sich mit der Situation der Kirchen des Westens im Allgemeinen und mit derjenigen der Altkatholiken im Besonderen recht gut vergleichen. Allerdings sind wir nicht wie Abraham in äus-

serlicher, materieller Not. Wir müssen uns zwar alle immer über das Geld beklagen. Aber wir können hier einen fabelhaften Kongress feiern. Wir leisten uns unzählige Sitzungen, Reisen, Konferenzen. Der kirchliche Betrieb läuft, er läuft normal und routiniert.

Trotzdem, wir spüren es alle: Es geht nicht so, wie es gehen müsste. Wir befinden uns nicht im Aufwind. Wir sind – wenn wir genau hinsehen – in einer prekären Lage. Bei all den zahlreichen Aktivitäten, die in den Gemeinden und den Bistümern betrieben werden: Die Kirchen florieren nicht. Viele spirituelle Weiden sind abgefressen. Manchmal herrscht auch theologischer Wassermangel. Die Herden sind geistlich immer wieder schlecht ernährt, weshalb ihnen halt manchmal die ganz normale Vitalität fehlt. Dass etwas nicht stimmt, zeigt sich auch an Äusserlichkeiten. Es zeigt sich am Mitgliederschwund aller westlichen Kirchen. Als Folge davon sind unsere personellen Ressourcen eng geworden. Es beginnt an verlässlichen Gottesdienstbesuchern zu fehlen, genau wie an Leuten, die in der Kirche Verantwortung zu tragen bereit sind. Manche unserer Kirchen sind nicht in der Lage, den Priesternachwuchs aus eigenen Reihen sicherzustellen, weil wir kaum Theologiestudierende aus altkatholischen Familien haben.

Aber auch für Menschen, die ausserhalb der Kirche stehen, ist unsere schwierige Situation deutlich erkennbar. Das Wort der Kirchen hat in der Öffentlichkeit stark an Bedeutung eingebüsst. Die Kirchen haben viel an Attraktivität für die Menschen dieser Welt verloren. Gottesdienste und Gemeindeleben ziehen die Menschen nicht mehr wie einst an.

Gott lässt sich nicht binden

Genau das hat der Kongressausschuss richtig gespürt: Wenn das Thema des Kongresses heisst «Altkatholisch sein im 21. Jahrhundert» – dann kann das nur eines heissen: «Geh aus deinem Land in das Land, das ich dir zeigen werde.» Oder um ein Wort Jesu zu einem Gelähmten etwas umzumünzen: Steh auf, Altkatholizismus, nimm dein Bett und bewege dich (vgl. Mk 2,9). Natürlich weiss ich, dass das sehr leicht zu sagen, aber sehr schwierig in die Tat umzusetzen ist. Denn das bedeutet nichts anderes, als lieb gewordene Gewohnheiten in Frage zu stellen und damit Geborgenheit aufs Spiel zu setzen. Es heisst: Weder das sesshafte Leben noch der sesshafte Gottesdienst können für uns das Ziel und das Unbedingte sein. Alles könnte auch anders werden. Gott lässt sich bekanntlich nicht binden, auch nicht an einen bestimmten Gottesdienst oder eine be-

stimmte Theologie¹. Ich bin dem Kongressausschuss dankbar, dass er die prophetische Ader hatte, unsere Sesshaftigkeit in Frage zu stellen und uns dem grandiosen Satz Gottes an Abraham auszuliefern. Und ich hoffe, dass wir auf diesem Kongress (und vor allem nachher!) uns diesem Befehl Gottes tatsächlich auszuliefern die Kraft haben.

Kalt vor Nachsicht und Geduld

Aber was heisst das konkret? Ich möchte versuchen, uns mit einem Wort des österreichischen Literaten Anton Kuh weiterzuhelfen, der vor etwa 100 Jahren über das geistige Klima in Österreich gesagt hat: «Wo früher die Dampfhitze hart gegeneinander etablierter Intellektueller kochte, ist es jetzt kalt vor Nachsicht und Geduld». «Kalt vor Nachsicht und Geduld» – nehmen Sie diese Formulierung aufmerksam zur Kenntnis. Wir leben in einer Zeit, da es kalt vor Nachsicht und Geduld geworden ist. Ich bin der festen Überzeugung, dass unsere überbordende Nachsicht und Geduld uns frieren machen. Wo jeder jeden gewähren lässt, wo alle alles dürfen, wo es keine Tabus und Grenzen mehr gibt – da kann es auch keine Wärme und Geborgenheit geben. Eine Toleranz, die dem Anderen mit der Gleichgültigkeit des ewigen und langweiligen Jasagers begegnet, hat unsere Welt kalt gemacht.

Ja und Amen

Die Kirche lebt in dieser Welt und sie kann sich ihren Wirkungen nicht entziehen. Die Situation der Umwelt, das geistige Klima der Zeit beeinflussen uns alle. Hängt es vielleicht damit zusammen, dass wir in unseren Kirchen kaum mehr lebendige und folglich auch heisse Auseinandersetzungen um Fragen des Glaubens haben? Statt Auseinandersetzung haben wir lieber Harmonie: Man kann doch nicht so sein. Man kann doch wirklich verschiedene Meinungen haben. Glaube ist doch, wenn es einem wohl ist. Das Markenzeichen unserer Gesellschaft «Jeder hat Recht und jeder darf» zeichnet auch die Kirche aus. Auch wir Christinnen und Christen – die altkatholischen vielleicht noch besonders? – neigen heute dazu, zu allem Ja und Amen zu sagen. Aber ob solche «Wellness-Theologie» der Kirche und vor allem der Sache des Evangeliums weiterhilft?

¹ Vgl. *Claus Westermann*, Genesis (BK I/2), Neukirchen-Vluyn (Neukirchener) 1989, 163–184.

Nur, woher kommt denn solche «Wellness-Theologie»? Ich bin überzeugt, dass sie ihre Wurzeln in einem bestimmten Gottesbild hat, einem Gottesbild vom lieben Gott, der immer sanft und gutmütig ist. Diese Vorstellung unterscheidet sich allerdings sehr von der biblischen Gotteserfahrung. Das Alte und das Neue Testament schildern Gott sehr komplex, kompliziert und oft widersprüchlich: Gott ist voller Liebe, aber er verlangt von uns Rechenschaft, und er straft! Gott erbarnt sich der Menschen, aber er lässt sie auch erbarmungslos im Leben zappeln. Er ist das Licht und er hat gleichzeitig dunkle Seiten. Er ist ein Gott, der sich den Menschen zeigt, aber den sie zugleich nicht erkennen können. Er ist der nahe und der verborgene Gott in einem. Er ist ein Gott und er ist drei. Kurz und gut: Gott übersteigt jedes Denkschema. Jedes Gefühls- und Vorstellungsvermögen wird an ihm scheitern. Er ist – wie eine berühmte Formulierung sagt – der «ganz Andere». Und genau damit tun wir uns schwer. Wir möchten doch einfach nur einen «lieben» Gott. Ein Gott, der ein Jüngstes Gericht veranstaltet und dort die Schafe von den Böcken scheidet, ist uns nicht sympathisch. Er passt irgendwie nicht zu unseren Vorstellungen von Liebe und nicht zu unserem Harmoniebedürfnis. Aber Gott hat noch nie in eine Gesellschaftsform hineingepasst – jetzt so wenig wie in anderen Jahrhunderten. Er ist der «ganz Andere». Deshalb liegt er in jeder geistigen Landschaft quer. Genau aus diesem Grund zimmerten sich die Menschen schon immer gerne den «lieben» Gott, mit dem man sich arrangieren kann.

Ein neues Gottesbild

Ich bin überzeugt, dass der erste Schritt in die Erneuerung unserer Kirche die Erneuerung unseres Gottesbildes voraussetzt. Und dieses erneuerte Gottesbild lässt sich nur an einem Ort finden: In der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments. Sie schützt die Kirche davor, auf Druckversuche der Welt und wegen der Weisheit der Menschen einen stromlinienförmigen Gott zu verkünden. Sie schützt sie vor einer aus Zeitgeist und Modeströmungen gemixten Stromlinien-Theologie. Sie schützt sie vor unserem Starrsinn und unserer Uneinsichtigkeit. Sie beschützt sie vor der harmoniesüchtigen Trägheit des Fleisches, vor unserem Wellness-Drang also. Die Heilige Schrift ist das Mass aller Dinge, die Richtschnur allen Redens und Handelns. Sie hilft trotz Einflüsterern und Versuchungen, trotz Zweifeln und Fragen dem dreieinigen Gott näher zu kommen. Sie hilft uns, ein Bild von ihm zu bekommen, das uns trägt und der Kirche den Weg ins das unbekannte Land finden hilft.

Wenn der Weg in das neue Jahrhundert von einer ernsthaften Auseinandersetzung mit unserem Gottesbild geprägt sein muss, dann meine ich das keineswegs einfach theoretisch. Natürlich muss eine ernsthafte theologische Arbeit zu jeder Erneuerung gehören. Auch der Streit um Glaubensfragen gehört zu einem Weg nach vorwärts. Eine Kirche, die nicht über ihr Innerstes – den Glauben an den dreieinigen Gott – streitet, ist keine Kirche. Diese Auseinandersetzung muss aber eine Zielrichtung in das konkrete Leben haben und sie muss vor allem sichtbare und praktische Konsequenzen haben. Ich will mich zu drei Punkten konkreter zu äussern versuchen, die mir auch für die Gruppengespräche wichtig zu sein scheinen.

Gott erwartet etwas von uns

Zum ersten Punkt: Gott liebt den Menschen, heisst es. Das bedeutet ja nichts anderes, als dass Gott den Menschen ernst nimmt. Denn wenn ich jemanden liebe, dann nehme ihn auch ernst. Und wenn ich jemanden ernst nehme, dann erwarte ich etwas von ihm. Das Verächtlichste, was wir von einem Menschen sagen können, ist: «Von dem erwarte ich nichts mehr.» Wenn ich das über jemanden sage, dann ist er abgeschrieben. Gott nimmt uns Menschen also ernst. Deshalb erwartet er etwas von uns. Und er erwartet etwas von uns, weil er uns zutraut, dass wir etwas können. Aber was erwartet er denn von uns? Die Erwartungen Gottes an den Menschen sind in der Schöpfungsgeschichte präzise umschrieben: «Gott setzte den Menschen in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue und behüte» (Gen 2,15). Den Garten Eden bebauen und behüten bedeutet ganz einfach, dass wir Menschen für die Schöpfung verantwortlich sind. Zur Schöpfung gehört die Natur und alles, was in ihr lebt. Eine zentrale Rolle spielt natürlich der Mensch, den Gott als sein Abbild geschaffen hat (Gen 1,26 f.). Darum heisst für die Menschen sorgen, für Gott sorgen. Für den Menschen sorgen kann aber nur, wer auch für die Natur sorgt, die seine Lebensgrundlage ist. Der Satz aus der Schöpfungsgeschichte «Gott setzte den Menschen in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue und behüte» heisst modern ausgedrückt u.a. ganz einfach: Sozialarbeit leisten. Wobei natürlich Sozialarbeit nur leisten kann, wer sich auch um die Schöpfung, die Grundlage allen Lebens, kümmert. In der Schöpfung leben ja nicht nur wir, sondern auch unsere Nächsten.

Und da sind die Altkatholiken bekanntlich sehr schwach auf der Brust. Hier haben wir vieles nachzuholen. Ich möchte nur ein paar wenige Punk-

te, die sich mit der Not der Menschen befassen, zur Diskussion stellen. Anspruch auf Vollständigkeit besteht selbstredend nicht. Ergänzungen sind jederzeit möglich und nötig.

Unkonventionelle Sozialarbeit

Wir haben uns daran gewöhnt, dass der moderne westliche Wohlfahrtsstaat wesentliche Teile der äusseren Not auffängt und für ein recht sicheres materielles Sozialnetz sorgt. Die soziale Not hat aber nicht nur materielle Gesichter. Sie hat viele andere. Eines davon ist die Einsamkeit, eine besondere Geissel unserer Zeit. Wir sorgen zwar für Betagte und versuchen, sie bei uns zu integrieren. Aber was ist mit der Einsamkeit der Jugendlichen, die in der Industriegesellschaft bedrohliche Ausmasse annimmt? Was ist mit der Einsamkeit der jungen Erwachsenen, die im Berufsleben stehen und die wir oft nur als Spassgesellschaft wahrzunehmen in der Lage sind? Was ist mit der Betreuung junger Ehen, der intakten und wie der zerbrechenden? Die Scheidungszahlen nehmen in der Schweiz (und sicher auch anderswo) ein bedrohliches Ausmass an – ein Faktum, welches das soziale Fundament unserer Gesellschaft zunehmend in Gefahr bringen wird. Was tun wir in unseren Kirchen dagegen, ausser, dass wir uns damit brüsten, dass wir Geschiedene kirchlich wieder verheiraten? Was ist mit den Kindern, die in ihrer Umgebung emotional verkümmern? Was ist mit den Elternpaaren und den Alleinerziehenden, die von der Aufgabe, Wärme und Zukunft zu vermitteln, überfordert sind? Was tun wir, dass die Möglichkeit einer Fristenlösung gar nicht erst in Anspruch genommen werden muss?

Ich denke, dass wir als Kirche an einer neuen, unkonventionellen, die Nöte der Zeit wahrnehmenden Sozialarbeit arbeiten müssen. Kirchliche Arbeit für die Geringsten dieser Welt muss ungewohnte Wege suchen. Haben wir eigentlich je mit Suchen begonnen? Oder tun wir einfach das, was eh schon alle tun, deshalb keinen Mut kostet und erst noch Publizität verspricht (z.B. Gleichgeschlechtliche segnen)? Es könnte doch mit ganz unspektakulären und vielleicht mehr äusserlichen Dingen beginnen, die uns aber Mut abverlangen. Wir könnten darüber nachdenken, ob unsere Gemeinden ihre Seelsorge richtig gewichten und wirklich die Menschen im Auge haben, die uns brauchen oder nur die, die am einfachsten zu betreuen sind. Wir könnten z.B. einmal über die Benützung und Funktion unserer Gebäude nachdenken. Wie ist es denn eigentlich mit unseren Kirchen, Pfarr- und Gemeindehäusern? Natürlich dienen sie legitimerweise in ers-

ter Linie unseren Gemeindebedürfnissen. Aber sind unsere kirchlichen Gebäude auch nach aussen offen, für die, die wie im Gleichnis vom Gastmahl draussen auf den Strassen frieren (vgl. Lk 14,15–24)?

Der Mittelpunkt des Budgets

Und wie sieht es eigentlich mit dem kirchlichen Finanzhaushalt aus? Wie halten wir es mit dem Verhältnis von Bauausgaben und Verwaltungsspesen einerseits, und Sozialbudget, Gottesdienst- und Katechetikkosten andererseits? Nicht *wir* sind der Mittelpunkt der Existenz der Kirche, sondern allein das, was Gott geschaffen hat und was er liebt. Ist dieser Mittelpunkt auch der Mittelpunkt der kirchlichen Budgets und Rechnungen?

Der zweite Punkt: Angesichts der gewaltigen Nöte dieser Welt stellt sich die Frage von selbst: Was können denn wir kleinen, schwachen Altkatholiken schon machen, um die Schöpfung Gottes zu pflegen? Wir können ja gar nichts ausrichten. Wenn man so fragt, dann kann man selbstverständlich nur verzweifeln und resignieren. Und Resignation führt zwangsläufig zu depressiver Passivität und schwarzseherischer Tatenlosigkeit. Dem möchte ich etwas entgegenhalten, was m.W. Karl Barth einmal gesagt hat: Wir Christen kämpfen gegen das Böse in dieser Welt nicht *trotzdem* wir es nicht besiegen können. Wir kämpfen gegen das Böse, *weil* wir nichts dagegen tun können. Bitte nehmen Sie diesen Satz sehr genau zur Kenntnis: Wir kämpfen gegen das Böse, weil wir nichts dagegen tun können.

We shall overcome!

Diese Aussage betont zwei Dinge: Sie betont einmal die Tatsache, dass Christen und Christinnen, die diesen Namen verdienen, nie, wirklich nie aufgeben. Das ist eine der wichtigsten Erkenntnisse, die man in der Kirchengeschichte überhaupt machen kann. Christinnen und Christen geben nicht auf, weil sie wissen, dass sie nicht untergehen. Das ist das Herz aller Gnadenerfahrung: Ich werde schon durchkommen und nicht untergehen. Oder wie die Sklaven Amerikas in ihrem Elend einst gesungen haben: *We shall overcome* (Wir werden überwinden). Es hat zwar Jahrhunderte gedauert. Viele sind vorher zugrunde gegangen. Aber schliesslich haben sie wirklich überwunden: Heute ist ein Schwarzer Aussenminister der Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Aussage Barths sagt aber noch etwas Zweites, nämlich: Gläubige werden in allen Anstrengungen erfahren müssen, dass menschliches Tun

immer mit Versagen gekoppelt ist. Alle Anstrengungen für Gott und für die Menschen werden immer von Misserfolg und Misslingen begleitet sein. Das Böse in dieser Welt bleibt aller Anstrengung und aller Glaubensstärke zum Trotz immer stärker. Es lässt sich nicht überwinden. An diesem unabänderlichen Faktum müssten Christen eigentlich zerbrechen und resigniert aufgeben. Deshalb ist die Geschichte der Kirche in vielem und oft gerade im Wesentlichen eine Geschichte des Misserfolgs und des menschlichen Versagens. Logisch und realistisch betrachtet hätte die Kirche an diesem immer neuen Versagen zerbrechen müssen. Aber sie zerbrach nicht. Trotz der Unüberwindlichkeit des Bösen (Luther hätte «des Teufels» gesagt) gibt es sie immer noch. Das muss einen Grund haben. Paulus hat den Grund genannt: «Ich bin gewiss: weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe noch der Tiefe, noch irgend eine andere Kreatur können uns von der Liebe Gottes scheiden, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn» (Röm 8,38 f.). In dieser Überzeugung haben die Christen über die Jahrhunderte hin gebetet, gelebt und gearbeitet. Deshalb, und nur deshalb, lebt die Kirche auch heute noch.

Wozu Eucharistie feiern?

Nur – da allein Reden von der Liebe Christi bekanntlich nicht viel nützt, musste und muss es für die Gläubigen eine Erfahrung der Liebe Christi geben. Und diese Erfahrung haben die Christusgläubigen durch die Jahrtausende hindurch in der sonntäglichen Feier des Todes und der Auferstehung Jesu Christi gemacht. Aus der Feier von Brot und Wein haben die Gläubigen für das Leben ihre Kraft geschöpft – Kraft, die auch in tiefster Erniedrigung und desolater Erfolglosigkeit zu hartem Durchhaltevermögen und konsequenter Zuversicht verhalf. Das lässt sich nicht nur aus vielen Lebensgeschichten herauslesen, sondern das Evangelium selbst macht uns das deutlich: Nach der Katastrophe des Karfreitags hat erst das gemeinsame Brotbrechen den beiden Jüngern auf ihrem Weg nach Emmaus ermöglicht, den Auferstandenen zu erkennen (Lk 24,30 f.). Um Ihn erkennen, um Ihn spüren zu können, feiern wir Eucharistie. Dazu brauchen wir die Eucharistie. Ich bin überzeugt, dass die Schwierigkeit unserer Zeit, Christus zu spüren, hier ihren wesentlichen Grund hat. Wenn die Eucharistie nicht mehr der Mittelpunkt unseres kirchlichen Daseins ist, dann nimmt unsere Christuserkenntnis schweren Schaden. Das gilt sowohl für die einzelnen Gläubigen, wie für die Gemeinden. Ich bin deshalb über-

zeugt, dass der Weg in das 21. Jahrhundert über die Vertiefung der Abendmahlsfrömmigkeit führen muss. Die Arbeit an einer neuen, vertieften Theologie der Eucharistie ist *conditio sine qua non* für ein Wiedererstarken der Christenheit.

Nun wäre es natürlich allzu einfach, wenn man die Aussagekraft und die Lebendigkeit der sonntäglichen Eucharistiefeier einfach durch liturgische Reformen erreichen wollte. Selbstverständlich sind liturgische Reformen nötig. Denn wie für die Kirche gilt auch für die Liturgie der Satz, dass sie immer erneuert werden und der Zeit angepasst werden muss. Die jungen und viele andere Menschen in unserer Kirche haben deshalb Recht, wenn sie immer wieder auf die Schwächen, die Längen, die Langeweile vieler Gottesdienste hinweisen. Sie haben Recht, wenn sie darauf hinweisen, dass ein Sonntagsgottesdienst nicht immer gleich gefeiert werden kann, weil man es ja schon immer so gemacht hat. Jede routinemässig abgewickelte Liturgie ist tödlich, selbst wenn sie noch so richtig und korrekt gefeiert wurde – oder vielleicht gerade dann!

Gleichzeitig aber muss betont werden, dass liturgische Erneuerung mehr heissen muss als ein paar anbiedernde Zwischentexte. Sie muss mehr sein, als Pseudomodernisierung mit etwas Gitarrenmusik und Popklängen, die in der weiten Welt vor dreissig Jahren zeitgemäss waren. Sie muss mehr sein als im Unterricht und in frommen Gruppen selbst gebastelte Fürbitten und Eucharistiegebete. Sie muss mehr sein als ein paar trendige, über dem Altar aufgehängte selbst bemalte Leintücher. Nicht Gefälligkeit und Mode ist gefragt. Nicht die Ohrwürmer der Fünfzigerjahre sind gefragt. Gefragt sind die Erfahrungen der Jetztzeit, die Fragen, die Nöte und das Erleben der Moderne, und darum die Sprache der Gegenwart, der zeitgenössischen Musik, die Ausdrucksweise der heutigen Kunst. Sie müssen die alte, gewachsene Eucharistiefeier nicht abschaffen, sondern sie so erneuern, dass sie auch Menschen von heute ansprechen kann. Sie müssen die alten Kostbarkeiten liturgischer Formen, Worte und Gesänge nicht verdrängen, sondern bereichern.

Ein Weiteres darf nicht übersehen werden. Die Feier von Tod und Auferstehung Jesu Christi ist das kostbarste Geschenk, das der Kirche auf ihrem Weg gegeben ist. In der Liturgie wirkt alles Amateurhafte und Dilettantische langweilig! Wegen ihrer Kostbarkeit muss ihr mit tiefster Liebe, mit höchster Sorgfalt, mit grösstem Respekt und mit profunder Sachkenntnis begegnet werden. Sie muss – weil sie heiliges Theater ist – liturgisch, sprachlich, musikalisch und dramaturgisch höchsten, also heiligen Ansprüchen genügen. Zugleich muss sie auch den Ansprüchen der mo-

dernen Kommunikation und der heutigen Menschen entsprechen. Deshalb muss Erneuerung der Eucharistie mehr heissen als Liturgiereform. Sie muss von höchstem Respekt gegenüber Gott und gegenüber den Menschen ausgehen!

Erneuerung der Eucharistie heisst sich auf ihre innerste und tiefste Funktion besinnen. Und diese innerste und tiefste Funktion der Liturgie ist nichts anderes als Ostern feiern. Sie hat keine andere Aufgabe, als für die Gläubigen den Tod und die Auferstehung Christi zu vergegenwärtigen. Sie will nichts anderes als uns an den Punkt führen, wo wir nicht nur bewegt, sondern existenziell beteiligt singen können: *We shall overcome* – wir werden überwinden –, weil Christus überwunden hat.

Wann sind wir aufgebrochen?

Der dritte Punkt: Wir haben uns mit der Frage der Sorge um den Nächsten und mit der Frage des Gottesdienstes beschäftigt. Nun wird noch ein Drittes zu behandeln sein. Nämlich: wie können wir denn feststellen, ob wir wirklich in ein neues Land aufgebrochen sind? Und woran merken wir, ob wir neue Zugänge zu den Nächsten und zur Eucharistie gefunden haben? Oder um auf unser Kongressthema zurückzukommen: Wie merken wir denn, ob wir in das neue Land aufgebrochen sind, also bessere Bebauer und Behüter von Gottes Schöpfung geworden sind? Ich glaube, dass es zwei Kriterien dafür gibt.

Nichts kann uns von der Liebe Gottes scheiden – wirklich?

Das erste Kriterium: Wer emotional und rational zur Überzeugung gekommen ist, dass «nichts uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist», wird ganz anders von Gott reden können. Er wird von Gott, von seiner eigenen Freiheit reden können, ohne zu reden. Er wird ganz einfach glaubwürdig wirken – und vorbildlich sogar. Die Sache Christi lässt sich ja nur auf dem Hintergrund einer persönlichen Gottesbeziehung vertreten und nicht einfach auf Grund einer Leistung des Denkens. Das Evangelium weitergeben kann nur, wer es erhalten und in sich aufgenommen hat und dadurch ganz einfach glaubwürdig geworden ist. Ob wir uns spirituell auf den Weg in das neue Jahrhundert aufgemacht haben, ob wir in das Land, das er uns zeigen will, aufgebrochen sind – das wird man wesentlich an unserer Art zu leben und von Gott zu reden erkennen können.

Das viel gerühmte bischöflich-synodale System

Das zweite Kriterium ist die Lebensweise unserer Gemeinden. Wenn unsere Gemeinden sich in ihrem Leben und ihrer Wahrheitsfindung erheblich von weltlichen Vereinen, Gruppen und Institutionen unterscheiden, dann sind sie aufgebrochen. In einer christlichen Gemeinde sollte es keine Machtkämpfe geben, wie es sie in Kirchengemeinderäten, Synoden und Bischofskonferenzen immer wieder gibt. Das viel gerühmte bischöflich-synodale System sollte sich deshalb in einer Streitkultur (ja wohl *Streitkultur!*), die zum Evangelium passt, verwirklichen lassen. Pointiert ausgedrückt, wir müssten wieder so gut altkatholisch werden, wie das die altkatholischen Theologen bei der Konstituierung unserer kirchlichen Strukturen vorgegeben haben. Nicht Monarchie und nicht Demokratie, sondern gemeinsame, aber diversifizierte Verantwortung ist katholisch. Dann könnten die Menschen ausserhalb der Kirche plötzlich spüren, dass bei uns etwas anders ist als sonst in der Welt. Sie würden feststellen, dass bei uns nicht die simplen demokratischen Spielregeln gelten, nach denen einfach die Mehrheit Recht hat. Sie müssten erkennen können, dass sich bei uns nicht wie in der Demokratie einfach die Stärkeren durchsetzen. Sie würden feststellen, dass wir auf dem Weg sind.

Fast wie von selbst drängen sich an dieser Stelle zwei Jesusworte als Leitlinien auf: «Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch gross sein will, soll euer Diener sein» (Mk 10,43) und: «Ihr sollt so vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist» (Mt 5,48). Natürlich weiss ich, dass das für unser übliches Kirchen- und Gemeindeleben provozierende Sätze sind. Aber eine gute Provokation – und auf die verstand sich Jesus bekanntlich – kann immer weiterbringen und unbekannte Wege öffnen. Diese provozierenden Jesusworte immer fragend auf unser persönliches Leben als Christin und Christ mittragen – wäre das nicht ein Stück Aufbruch in ein neues Land?

Sentire Ecclesiam

Zum Schluss noch etwas, was mich seit je bewegt hat. Es gibt einen besonders sprechenden Begriff, mit dem die Kirche definiert wird: «Leib Christi». Unseren Leib spüren wir. Man spürt, wenn es ihm gut und wenn es ihm schlecht geht, wenn er Hunger hat, wenn er müde ist und wenn er zu viel getrunken hat. Er leidet, wenn man nicht auf ihn Rücksicht nimmt,

und er lebt auf, wenn man ihn pflegt. Bei Ignatius von Loyola – er ist nicht unbedingt ein altkatholischer Säulenheiliger, aber trotzdem ein grosser Mann – findet sich das Wort «sentido ... en la Iglesia»², *Sentire ecclesiam!* – die Kirche fühlen! Mit «fühlen» ist mehr gemeint als nur reine Emotionalität. Fühlen hat viel mit Erkenntnis, mit sich in etwas Hineinversetzen, mit Verständnis, mit Überwinden des Ich zu tun. Das ist etwas, was ich mir erträume – eine Kirche, in der die Menschen nicht einfach an ihrem persönlichen religiösen Wohlergehen und ihrer individuellen geistlichen Erfahrung interessiert sind. Ich träume vielmehr von Gläubigen, die zuallererst das Wohl und Wehe des Leibes Christi spüren, erleben, erfahren, erleiden, riechen, schmecken. Ich träume von Gläubigen, die von diesem «die Kirche spüren» bewegt werden. Da sein – für Christus und seine Kirche zuerst, und daraus dann erst die Kraft zu finden, auch für sich da zu sein.

In diesem Zusammenhang kommt mir eine andere bedeutende Figur in den Sinn. Der Mann ist zwar noch viel weniger Altkatholik, und ein Heiliger ist er erst recht nicht. Aber er hat hier in Prag das Licht der Welt erblickt: Don Giovanni! Mozart hat ihn am 29. Oktober 1787 im Prager Ständetheater uraufgeführt. Am Anfang der Oper geht es Don Giovanni schlecht. Alles missrät ihm. Er ist in einen Mord verwickelt und wird deshalb gesucht. Auch seine berühmten Liebesgeschichten sind nicht mehr, was sie einmal waren. Eine ist erfolgloser als die andere. Zudem will ihn erst noch sein cleverer alter Diener verlassen. Don Giovanni wirkt haltlos und demotiviert. Da passiert etwas völlig Unvorhergesehenes. Wie vom Donner getroffen sagt er plötzlich «mi pare sentire odor di femmina» (mir scheint, ich spüre den Geruch einer Frau)³. Wieder dieses «sentire» von Ignatius. Don Giovanni ist wie elektrisiert. Er vergisst alle seine Schwierigkeiten. Seine Vitalität kehrt zurück. Er hat wieder das geschmeckt, ohne das er nicht sein kann. Deshalb fragt er nicht mehr nach Erfolg und Misserfolg. Er stürzt sich einfach mit ungestüme Verwegenheit zurück in das Leben, an das er schon nicht mehr geglaubt hat.

² Vgl. *Burkart Schneider*, Die Kirchlichkeit des heiligen Ignatius von Loyola, in: Jean Daniélou/Herbert Vorgrimler (Hg.), *Sentire Ecclesiam. Das Bewusstsein von der Kirche als gestaltende Kraft der Frömmigkeit*. FS Hugo Rahner, Freiburg (Herder) 1961, 281.

³ Don Giovanni, 1. Akt, 4. Szene.

Mein Traum: «mi pare sentire odor di chiesa»

Wir Kirchenleute wirken manchmal ähnlich demotiviert wie Mozarts grandiose Figur. Alles scheint zu misslingen. Nichts geht mehr vorwärts. Wie Don Giovanni fühlen wir uns in der Sackgasse. Auch wir glauben manchmal nicht mehr an die Lebendigkeit der Kirche. Ich wünsche uns allen, dass es uns auch einmal so geht wie Don Giovanni: «mi pare sentire odor di chiesa» (mir scheint, ich spüre den Geruch der Kirche). Ich wünsche mir, dass wir genau so elektrisiert zu unserer kirchlichen Vitalität zurückfinden und uns mit ungestüme Hoffnung und Verwegenheit in das Leben der Kirche stürzen, weil wir die Kirche spüren, verstehen, schmecken, erkennen – kurz, weil wir ohne sie nicht sein können.

Hans Gerny (geb. 1937 in Olten CH), Bischof emer. Er war 1986–2001 Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz und Sekretär der Internationalen Altkatholischen Bischofskonferenz. Seit 1991 Mitglied des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen und derzeit Mitglied der 1998 eingesetzten Sonderkommission des ÖRK zur orthodoxen Mitarbeit im ÖRK. 2001 Dr. h.c. ChAT Warschau.

Adresse: Bolligenstrasse 14, CH-3006 Bern, Schweiz